

BENJAMIN VON STUCKRAD - BARRE

# PANIKHERZ

KIEPENHEUER & WITSCH



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

I. Auflage 2017

© 2016, 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner  
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Umschlaggestaltung und -motiv, Titel- und Deckblätter*

Walter Schönauer, Berlin

*Autorenfoto* © Till Brönnner

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro von Carol Twombly

*Satz* Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05066-0

NEULICH  
WAR  
ICH  
MAL  
WIEDER  
IN  
AMERIKA

WIR HABEN BEIDE EINEN HUT AUF. UDO KONNTE SICH nicht entscheiden, welchen er mitnimmt, hatte keine Hut-schachtel griffbereit, also war für den Zweithut die sicherste Beförderungsart: mein Kopf.

Seit einer Stunde stehen wir in der Warteschlange vor den Einreiseschaltern des Flughafens von Los Angeles, und je näher wir den grimmig schauenden Uniformierten in ihren Glaskästen kommen, desto nervöser werde ich. Wie sie hundertmal zwischen Pass und Einreisendengesicht hin- und herschauen, in ihren Computer gucken, unfreundliche Generalverdachtsfragen stellen, Fingerabdrücke nehmen, Fotos von einem machen, schrecklich. Land of the free – aber wirklich erst, wenn man drin ist.

Wir sind Touristen. Das ist ganz wichtig. Holiday, vacation! Urlaub, Urlaub, Urlaub. Davon darf man nicht abweichen. Egal, mit welchen Trickfragen sie kommen – Urlaub. Ich habe zur Sicherheit auch Udos ESTA-Nummer auf einem Klebezettel in meiner Reiseunterlagenklarsichtfolie, Udo hat seinen Reisepass schon aufgeklappt in der Hand, er glaubt, dass es ganz schnell geht. Wie immer, wenn wir zusammen reisen, nehme ich ihm kurz Pass und Ausweis ab und freue mich an den dort festgehaltenen Staatsbürgerfakten: Udo Gerhard Lindenberg. Gerhard! Wohnsitz: Hotel Atlantic.

Ein Schalter wird frei, und der Uniformierte in dem uns barsch (»Next!«) zugewiesenen Glaskasten hat besonders schlechte Laune. Natürlich sind wir rein äußerlich ein seltsames Paar, nicht unbedingt Leute, die man ohne Nachfragen durchwinkt: Udo in engen Nadelstreifenhosen, mit Nietengürtel und auf neongrünen Socken, er hatte keine Lust mehr auf Schuhe nach dem langen Flug, dazu eine Art Kapitänuniformjacke und einen braunen Hut, ich mit Matrosenhemd und Jogginghose, Udos Zweithut auf dem Kopf, einem Tropenhut. In Deutschland wäre das gewiss anders, doch wenn man ihn nicht kennt und einfach zum ersten Mal Udo Lin-

denberg sieht, so, wie er eben aussieht, tja, was macht man da als Grenzkontrollobermann? Es ist ja nicht so, dass wir aussehen, als hätten wir eventuell Drogen dabei oder so, wir sehen vielmehr aus, als bestünden wir praktisch aus Drogen. Säße ich in so einem Glaskasten: Diese beiden Typen würde ich mir auf jeden Fall genauer angucken.

Jetzt keinen Fehler machen. Freundlich, aufgeräumt, klar, unverdächtig wirken. Immer wenn man das versucht, wirkt man natürlich besonders verdächtig. Ich fange an zu schwitzen. Schon bei dem Herrn vor uns hat es zehn Minuten gedauert, und der sah nun wirklich so aus, wie ein Zwölfjähriger einen seriösen Geschäftsmann malen würde.

Erst jetzt bemerke ich, dass Udo tatsächlich Zigarre raucht, ganz lässig, beiläufig, im Flughafengebäude, im rauchparanoiden Amerika.

Hi, hi, yeah, here we are, happy to be here again, how are you doing man, good looking, sagt Udo und pafft an seiner Zigarre. Und ich denke: Das war's dann.

Der Uniformierte ist nicht zu Späßen aufgelegt. Doch da kennt er Udo schlecht. Den aus der Ruhe zu bringen, da braucht es schon mehr, als missmutig zu gucken und zu bellen: No smoking, Sir!

Oh, excuse me, yeahyeahyeah, sagt Udo friedlich – und lässt die Zigarre brennen, hält sie aber jetzt auf Gürtelhöhe, das ist sein Kompromissangebot.

Ich versuche, das Schlimmste zu verhindern, und geselle mich dazu, werde aber streng zurück hinter die Absperrung geschickt, Einzelvernehmung. Und so kann ich nicht eingreifen und sehe und höre nur, wie alles immer schlimmer wird. Udo hört gar nicht auf zu reden.

Der Uniformierte fragt Udo, was er beruflich mache. Schon toll, dass Udo das noch mal gefragt wird in seinem Leben. I'm a musician, started as a drummer, you know, back then, hundred years ago ...

Das ist komplett wahnsinnig. Udo trommelt ein bisschen mit seinem Reisepass und seiner Sonnenbrille auf dem Grenzschaltertresen herum. Drummer, Jazz-Drummer, you know? Yeah! But now ...

Er muss jetzt sofort aufhören, seinen Wikipedia-Eintrag szenisch vorzutanzten. Ich nähere mich noch mal, um die Sache abzukürzen, aber der Uniformierte wedelt mich weg wie eine Schmeißfliege. Dass man sich so fühlt, ist ja Ziel dieses amerikanischen Einreisewahnsinns.

Ich höre Udo sagen, er sei von Beruf Udo Lindenberg, diesen Beruf gebe es nur einmal auf der Welt, Udo, nicht Ufo, wobei, so sicher könne man da gar nicht sein, denn er sei eigentlich, heimlich, aber das dürfe keiner wissen, das entführte Kind von Charles Lindbergh.

Ah ja? Der Uniformierte guckt jetzt nicht mehr misstrauisch, es ist mehr so ein Guantanamo-Blick.

Er sei, fährt Udo fort, ein in Deutschland sehr berühmter Rockmusiker, aber man wisse ja nie, junge Talente, weltweit unterwegs, vielleicht werde das ja noch was mit seiner Karriere in Amerika? Er zeigt, das tut er wirklich, dem Uniformierten auf seinem iPhone einen Videomitschnitt von einem seiner Stadionkonzerte.

Yeah, godong, godong, sagt Udo.

Und ich denke, alles klar, das endet auf jeden Fall in einem fensterlosen Raum.

Schade, die Reise war so heiter losgegangen. Udo und ich, zu zweit nach Los Angeles. Weil es jetzt ja schon wieder vorbei ist, fliegen die schönsten Szenen der bisherigen Reise noch mal an mir vorbei: Gestern Abend mein erster grober Fehler als Reiseleiter, beim Zwischenstopp in Zürich folgte ich der Ausschilderung, Transit Hotel, ich dachte, das sei richtig, denn Transit war es doch, was wir machten, Zwischenhalt in Zürich, anderntags von dort der Direktflug nach Los Angeles. Weil Udo durchgängig plapperte und vor allem ein Zigar-

rengeschäft suchte, merkte er kaum, dass wir einmal im Kreis durchs gesamte Flughafengebäude liefen.

Schließlich, an der sehr seltsamen Rezeption (ein Resopal-tisch) des Transit Hotels, blickte Udo sich irritiert um: Sah letztes Mal irgendwie ganz anders aus, ist das echt das Radisson Blu?

Nein, es war das Transit Hotel, eine Notunterkunft für Menschen ohne Visum.

Udo: Joah, Schlafsaal, Jugendherberge, ne, könnten wir auch machen, führt vielleicht zu erotischen Begegnungen mit gestrandeten Elfen, hm? Aber lass mal vielleicht doch gucken, ob wir das Radisson Blu nicht noch finden, die hatten so 'ne gute Bar.

Wir fanden das richtige Hotel, und Udo sagte zum Rezeptionisten: Sag mal, muss man bei euch auch zum Rauchen raus vor die Tür, wie 'n Hund? Jaaaaaa, echt? Sogar in der phantasievollen Schweiz? Lektionen in Udo-Charme, funktioniert weltweit.

Als er beim Auschecken nach der PIN seiner Kreditkarte gefragt wurde, wusste er nicht weiter. Wie könnte die denn sein? Das wusste ich natürlich auch nicht. Hm, überlegte Udo, da müsse er wohl mal seine Reisefee anrufen oder seinen Steuerberater – oder wer das eben weiß.

Irgendwer wusste es dann, wir flogen ab, beide einen Hut auf, bester Dinge, wir freuten uns, Los Angeles, zehn Tage zu zweit rumstreunen, Blödsinn machen, bisschen an den Texten für seine nächste Platte arbeiten – und ansonsten flexible Sorte, mal gucken, ne?; so reist man mit Udo. Mir fiel ein alter Udo-Text ein, so wie mir eigentlich immer, in jeder Situation, ein alter Udo-Text einfällt, und das hier passende Grenzkontrollcomputer-Zitat geht so:

*Ich sag, bitte taken Sie's easy*

*Man weiß doch, was da steht*

*Dass die Republik an solchen Vögeln wie mir*

*Sowieso demnächst zugrunde geht*

Doch was ist nun mit Udo und dem Uniformierten? Ach, Udo erzählt ihm gerade, er und ich, wir seien Straßenkatzen, deshalb könne man noch gar nicht so genau sagen, was wir hier machen würden und wo, das werde man ja dann sehen, ne? Zwar seien GERMAN LYRICS seine Spezialität, doch sei er immer offen für Neues, und so 'n Welthit, och, den würde er schon nehmen, warum nicht, ginge zur Not auch auf Englisch, und vielleicht finde er ja hier mit seinem Hitnäschen irgendwo in der Wüste oder in einer schummrigen Bar oder so ein Lied, das er mit seiner Stimme veredeln könne, ob vielleicht er, der Uniformierte, zufällig einen hätte, einen Hit, you never know, er sähe sehr musikalisch aus, ob er nicht manchmal zu Hause musiziere für seine gewiss sehr hübsche Frau?

Und jetzt passiert das Unglaubliche: Diese volle Ladung Udo-Charme und improvisierender Laber-Jazz sind dem Uniformierten zu viel, jetzt fällt er wirklich aus seiner Rolle, der des abweisenden Angstverbreiters – und er lacht, er hört gar nicht auf zu lachen.

Er winkt Udo weiter, lacht immer noch, schüttelt den Kopf, ruft Udo hinterher, dass er ein lustiger Typ sei. And good luck!

Dann bin ich dran. Ob ich zu dem gehöre, fragt der Uniformierte, zeigt auf Udo, immer noch kopfschüttelnd und lachend.

Ja, sage ich – und darf direkt hinter Udo hergehen, ganz kurzer Blick in den Pass, jaja, alles klar.

Ich gehöre zu Udo, so viel ist sicher.



WIR  
HEBEN  
AB

ES MUSSTE DRINGEND WAS PASSIEREN – UND DA KNALLTE die Musik von Udo Lindenberg in meine Kindheit. Es war, als habe jemand einen Lichtschalter in meinem Kopf betätigt.

Wir wohnten in Rotenburg/Wümme, einer Kleinstadt mit dreiziffrigem Autokennzeichen, zwischen Hamburg und Bremen, im niedersächsischen Flachland. Mein Vater war Pastor, ich war das jüngste von vier Kindern, Benjamin, letztes Kind, aber hebräisch auch: Sohn der Freude. Zu solcher gab ich familiär in dieser Zeit keinen Anlass, es ist ungefähr 1987. In der Schule war ich sehr schlecht. Mein ältester Bruder hatte soeben Abitur gemacht, knappe Sache, die beiden mittleren Geschwister waren die Streber, der Älteste und ich waren die Sorgenkinder, dauernd unerwidert verliebt, und statt wie die anderen beiden wohlklingend Klavier und Geige zu üben, hörten wir immer nur laut Popmusik, was vor allem während der heiligen Mittagsschlafzeit zwischen 14 und 15 Uhr für Kontroversen sorgte; auch waren es immer nur Freunde von ihm oder mir, die ausgerechnet in dieser Stunde anriefen – und dann aber nie wieder, weil sie so laut angeschrien wurden.

Jetzt wohnte mein ältester Bruder in der großen Stadt – in Hamburg. Er machte dort seinen Zivildienst, die meisten seiner Mitschüler wurden Soldaten, was für uns als Pastorenkinder natürlich nicht infrage kam. Ohnehin waren wir Outlaws, auf dem Schulhof musste ich ständig blöde Witze aushalten von all jenen, die bei meinem Vater Konfirmandenunterricht hatten. Konfirmieren ließ man sich, um eine Stereoanlage geschenkt zu bekommen und Geld, mein Vater aber wollte natürlich wirklich was lehren, ein unlösbarer Konflikt, und als Sohn dieses bärtigen und (weil nicht in der CDU) als kommunistisch geltenden Pastors war ich nun schuld daran, dass sie das Vaterunser auswendig lernen mussten. Strafverschärfend betrieb meine Mutter den Kinderchor.

Damit es nicht so auffiel, dass wir Pastorenkinder die ein-

zigen waren, die alle Lieder konnten (wir hatten ja keine Wahl), und damit nicht wir immer alle hochanspruchsvollen Charakterrollen übernahmen bei den KRIPPENSPIELEN und anderen saisonalen Highlights, wurde ein besonders demütigendes Amt erfunden, meine Mutter nannte uns: Eselverstärker. Wir saßen also geduckt, verdeckt, hinter dem den Esel Verkörpernden, und unterstützten ihn gesanglich.

Meine Eltern gehörten vermutlich zu den ersten Ökos Deutschlands. Müsli war damals noch ein Schimpfwort, man bezeichnete meine Eltern und ihresgleichen so, sie wurden MÜSLIS genannt. Bio und Öko waren lange noch kein anerkannter Bessergestelltenlifestyle, Bio und Öko standen für teuer, schlechter, riecht nicht gut, schmeckt nicht gut, funktioniert nicht – ist aber FAIR. Mit Gesinnungsfreunden betrieben meine Eltern einen genossenschaftlichen Bioladen, in dem man unfassbar teuren Kaffee und Honig kaufen konnte, außerdem graues Papier, das aus Altpapier hergestellt war und auf dem die Tinte an den Buchstabenrändern immer faserig versickerte; die unlackierten Naturholzbleistifte brachen dauernd ab. Man wollte mit diesem Ökoschrott die DRITTE WELT unterstützen, weil aber dieser Begriff natürlich diskriminierend war und das Problem, das zu bekämpfen man sich vorgenommen hatte, beschrieb, nannten sie das Geschäft »Eine Welt Laden«.

An den Ladenwänden hingen Plakate von afrikanischen Kleinkindern, die an Brunnen oder Reisausgabestellen Schlange standen, ganz dicke Bäuche hatten (was, paradox, vom Hunger kam, wie uns erklärt wurde) und große traurige Augen, daneben war eine Spendenkontonummer gedruckt. Es stank entsetzlich in diesem Laden. Er lag gegenüber der Molkerei, da gab es KAKAOTRUNK in selbstverständlich hochgiftigen Verbundkunststoffkanistern, höchst umweltbedenklich und also für uns verboten, wir mussten faire Biomilch aus lichtschutzbraunen Glasflaschen trinken, außerdem, so

meine Mutter gern, wenn sie sich lustig machte über ständig Limonade trinken wollende Chorkinder: »Es muss nicht getrunken werden.«

Meine Eltern und ihre Genossen trugen Buttons mit Friedenstauben an ihren kratzigen Strickpullovern. Unser Familienauto war ein dröhnender Diesel-Peugeot 504, riesig groß, mit vier Kindern galt man sowieso als asozial. Die pazifistischen und atomkraftskeptischen Aufkleber machten es nicht besser.

Ich beneidete Mitschüler, die und deren Familien von meinen Eltern als – Achtung, Kampfbegriff – SPIESSIG bezeichnet wurden. In die Kirche gingen diese Spießelertern allenfalls Heiligabend, und falls es in ihren Gänsebratenablauf passte, was meine Eltern nicht gutheißen konnten, aber ja mussten: besser als nie. Die verlässlich überhohen Weihnachtsskollekten im dann ausnahmsweise geldscheinknisternen KLINGELBEUTEL waren ein etatbedeutender Posten für so allerlei SOZIALE PROJEKTE (und eine Schwundform des Ablasshandels). Kopfschüttelnde Seitenblicke meiner Mutter von der Orgel, wenn sie diese Heiligabendchristen ertappte bei der Unkundigkeit in liturgischen Abläufen, aufstehen, hinsetzen, mitsingen und so weiter. Spießerkinder bekamen viel zu viele Weihnachtsgeschenke, was meine Mutter als MATERIALSCHLACHT ächtete – das können wir nicht und das wollen wir auch gar nicht, sprach sie etwas zu Unrecht im Plural für uns Kinder mit. Doch auch die Spießerkinder mit ihren Barbiepuppen bekamen ihre Chance und durften, bei Wohlverhalten oder besonderer Förderungsbedürftigkeit, für das alljährliche Krippenspiel das Christkind zur Verfügung stellen, und so stand in der Adventszeit verlässlich irgendeine Chorkindvanessa vor unserer Haustür und übergab eine leicht zerrufte Puppe mit dem bei uns zu Hause seither geflügelten Satz: Ich hab Jesus dabei.

Die Spießelertern fuhren teure, schicke Autos mit Aufkle-

bern von Fußballvereinen, man durfte bei den Spießern fernsehen, es gab die ersten Computer, zum ZOCKEN, in der Küche standen Süßigkeiten, es gab Cola und Nutella, Tennisunterricht und Markenkleidung. Wir trugen Vererbtes, Geflicktes, Selbstgestricktes, und wenn die anderen im Sommer in die Wärme fuhren, ans Meer, mussten wir entweder an der Nordsee frieren oder in den Bergen zehn Stunden pro Tag wandern (das dann allerdings bei extremer Hitze). Anders als meine ununterbrochen diverse Chöre und Orchester leitende Mutter verbrachten die Spießermütter viel Zeit beim Friseur, bedienten ansonsten ihre Kinder, holten sie vom Fußballtraining ab, und wenn sie dran waren mit Trikotwaschen, legten sie in den Trikotkoffer anschließend Schokolade für alle; sie rauchten und rochen nach Parfüm. Die Väter waren nie da, und wenn sie da waren, tranken sie Bier, guckten Sportschau oder hörten Musik, und Klassik war das nicht. Bei uns zu Hause lief immer nur Klassik, niemals Popmusik, ständig diese fordernde, runterziehende Klassik, dazu ernste Gespräche.

Die meisten Spießer besaßen Häuser mit kleinen, GEPFLEGTEN Gärten und ernst gemeinten Zäunen. Wir wohnten in einer Dienstwohnung direkt neben der Kirche, ein riesiges Haus, die Großfamilie also vorgesehen – und dauernd standen jammernde Christen im Treppenhaus. Offenes Haus. Im Erdgeschoss befand sich das Kirchenkreisamt, auf dem Hinterhof die kleine Druckerei, in der Gemeindebriefe und Liederzettel hergestellt wurden. Zum Wandschießen super geeignet. Der sich dahinter erstreckende, in Wald und Sumpflandschaft übergehende Garten war nicht pflegbar, aber groß.

Das Urgeräusch meiner Kindheit: permanente Kirchturm-glockenschläge, einmal um Viertel nach, zweimal um halb, dreimal um Viertel vor, viermal – plus tiefer, Uhrzeitzahl – zur vollen Stunde, sowie das ausufernde Gebimmel um zwölf Uhr

mittags und sechs Uhr abends, sonntags zehn vor zehn, um zum Gottesdienstbesuch zu ermahnen, und dann noch mal gegen fünf vor elf zum Vaterunser; außerdem bei Taufen, Hochzeiten und Todesfällen – es bimmelt also das ganze Leben durch.

So lernte ich früh, was mir später bei der Dosierung von Schlafmitteln, Alkohol und anderen Drogen wiederbegegneten sollte: Dauergabe führt zum Gewöhnungseffekt, und um dann noch eine Wirkung zu erzielen, muss man die Dosis erhöhen. Noch heute ist es so, dass ich es schlicht nicht höre, wenn eine Kirchturmuhren schlägt, mein Gehör scheint das zu organisieren wie diese geräuschnivellierenden Kopfhörer, die eine Gegenfrequenz erzeugen und somit Stille. Damit ich eine Kirchturmglocke schlagen höre, muss man mich schon im Glockenturm einsperren. Auch habe ich das GEFÜHL, praktisch täglich in die Kirche zu gehen, obwohl mein letzter Gottesdienstbesuch Jahre zurückliegt; das ist wie bei Obelix, der als Kind in den Zaubertrankessel gefallen ist und deshalb keinen mehr trinken muss, wenn es gilt, mal rasch ein paar Tausend Römer zu verdreschen.

Manchmal kam mein ältester Bruder aus Hamburg zu Besuch und erzählte uns von den Abenteuern in der großen Stadt. Von seinem ersten Zivildienstlohn kaufte er sich ein paar Gläser Nutella, weißen Toast – und Popmusik. Platten und Konzertkarten. Was er aus der Tasche zog, wenn er uns besuchte, war für mich in etwa das, was in der DDR die WESTPAKETE waren, verbotene Luxusgüter aus der freien Welt.

Die erste Lindenberg-Platte, die mein Bruder mitbrachte, war zwar fast so alt wie ich selbst, doch hörte ich sie und damit Udo jetzt zum ersten Mal: »Livehaftig« hieß die Platte, ein Konzertmitschnitt aus den Siebzigerjahren.

Himmel, was war dieser Udo Lindenberg für ein Typ! Noch heute kann man mich nachts wecken und direkt fragen, Entschuldigung, mit welchen Worten eröffnete Udo noch gleich

das Konzert auf der Platte »Livehaftig«? Schön, dass Sie fragen, würde ich entgegnen, Udo sprach Folgendes:

»Willkommen an Bord, alle ready? Wir heben ab, das Pannikorchester und Peter Herbolzheimers Pustefixbläser – Andrea Doria!«

Ich war direkt entflammt. Dieser Udo Lindenberg, das merkte ich sofort, der ist unser Freund. Der kämpft für uns, der ist Vorbild, Leitstern, der hat recht. Er ist verrückt und lustig, biegt die Sprache, spielt mit ihr, der erlebt für uns die großen Abenteuer und erzählt uns davon, der kennt sich aus, dem kann man vertrauen. Udos Lieder handelten von Kindersorgen, von gemeinen Eltern und blöder Schule, außerdem von Themen, die ich aus Abenteuerbüchern und Märchen kannte – und von Sachen, über die ich Vages gehört hatte und dringend mehr erfahren wollte: Mädchen, Nacht, Mafia, Bars, Amerika, Besoffensein. LIEBE, wie schön sie sein kann, wie weh sie jedoch genau deshalb auch tut, wie sie anfängt, wie sie aufhört; und der RAUSCH, wie extrem lustig, aber wohl auch ganz schön gefährlich der zu sein scheint. All das lernte ich aus Udos Liedern.

Auch für ihn waren, wie für meine Eltern, SPIESSER ein Feindbild, weitere Gemeinsamkeiten gab es aber nicht, Udos Welt, die ich nun betrat, war eine vollkommen andere. Und die war besser, viel besser.

Udos Platten waren fortan für mich der perfekte Übergang von Kinderhörspielen zur Popmusik, da gab es Außerirdische, Vampire, Detektive, das Personal hatte ausgeflippte Namen wie Rudi Ratlos, Jonny Controlletti, Bodo Ballermann, Käpt'n Zäsar Zechmann, Dr. Lockerlose, Deichgraf Hauke Wattenschlick. Auf den Plattenhüllen war Udo verkleidet als Eskimo, Neandertaler, Astronaut, Kapitän oder Dirigent, und hörspielartig gab es Hintergrundgeräusche: Autos, Flugzeuge, Schiffe. Die Großstadt, der Hafen – und dass Hamburg beides bot, außerdem Udo dort wohnte, angeblich in einem HOTEL,

wie ich von meinem Bruder erfuhr, machte Hamburg endgültig zum Sehnsuchtsort für mich.

Mein Bruder hatte mit diesem Westpaket mein Leben verändert. Er überspielte mir die Platte auf eine Kassette und fuhr zurück ins gelobte Land, in meiner Vorstellung ging er dort jeden Abend zu einem Udo-Konzert. Vielleicht weil meine erste Udo-Platte ein Livemitschnitt war und ich diesen täglich hörte, dachte ich, diese tobende Menge kommt wirklich jeden Tag dort in Hamburg zusammen und Udo singt für die. Dass mein Bruder stattdessen täglich alten Menschen – wie man den Zivildienst damals prosaisch umschrieb – den Hintern abwischte, außerdem von den Desinfektionsmitteln bald schlimme Neurodermitis bekam, konnte mein Hamburg-Bild nicht trüben.

Ich hörte diese Udo-Kassette so oft, bis sie irgendwann riss, doch da kannte ich die Lieder alle schon auswendig. Materialermüdung! Mich aber hatte dieses Material geweckt, erweckt, ein Kometeneinschlag, nun war es hell, jetzt konnte es losgehen, das Leben. Ich tauchte völlig ab in diese Udo-Welt. Wenn mir alles zu viel wurde – und wenn man zwölf Jahre alt ist, wird einem natürlich mehrmals pro Tag alles zu viel –, setzte ich Kopfhörer auf und suchte Rat und Trost bei Udo. Rasch war Udo für mich in den Rang eines Aufklärers gerückt, ein Weltenentdecker, mein Humboldt.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war in doppelter Hinsicht eine Ansage, gebadet in Applaus:

»Willkommen an Bord, alle ready? Wir heben ab ...«

Ich war ready. Das war mein Dampfer, mein Raumschiff, was auch immer, jedenfalls war ich an Bord, Udo war der Kapitän.

Und dann hoben wir ab.



**SCHNELLER  
JUNGE**

MUSIK HÖREN WAR JA GUT. ABER LEIDER MUSSTE ICH AUCH selbst welche machen, denn sonst würde man später ja ziemlich sicher einen Schnurrbart bekommen, Mofa fahren, eine Lehre machen, bei der man ein Namensschild am Kittel tragen muss, und eine Frau mit Dauerwelle heiraten.

Das Gegenprogramm begann mit der MUSIKALISCHEN FRÜHERZIEHUNG in der Musikschule, da hauten alle Kinder sinnlos eine Stunde lang auf allen greifbaren Instrumenten herum. Recht bald wurde ich wegen ungebührlichen Verhaltens von der Gruppe separiert, ich hatte ein Xylophon aus dem Fenster geworfen und war auch sonst nicht gerade eine Stütze des Kurses. Zum Erstaunen meiner musikpädagogisch eher unnachgiebigen Mutter hieß es seitens der Lehrerin (die bloß den für sie lukrativeren Einzelunterricht anordnen wollte), ich sei – und wer hört solches über sein Kind schon ungern – hochbegabt. Ein folgenschweres Missverständnis.

Schlagzeug hätte ich gern gespielt, doch war meine Meinung bei der Wahl des Instruments nicht gefragt. Ich baute mir aus leeren Waschmittelpapptonnen ein provisorisches Drumset, hörte Radio Bremen und klopfte mit einem Xylophonschlegel auf die Waschmitteltrommeln. So richtig Spaß machte das nicht. An eine Stehlampe hängte ich mit einem Wollfaden eine Triangel, die ließ ich am Ende jedes Trommelsolos erklingen, wenigstens das machte Spaß. Noch toller war, die beiden Strahler von der Stehlampe abzuschrauben, dann sah sie aus wie ein Mikrofonständer, und ich konnte damit Rockkonzert spielen. Wenn es draußen dunkel war, erzeugte das Deckenlicht ein Spiegelbild im Fenster zum Garten, und ich übte mit dem Stehlampenständer die klassischen Mikrofonständer-Rocksängergesten, ich sang in den Lampenständer, kniete mich hin und zog den Lampenständer zu mir nach unten – und genau wie ein Mikrofonständer wippte er, wenn ich ihn losließ, zurück in die Stehposition, der metallene Tellerfuß ermöglichte das. Ich hielt den Lampenständer

auch gern mal Richtung Kirchturm, da war das gedachte Publikum und sang für mich. Ich klappte dann, wie Sänger das auf Konzertpostern auch immer taten, kokett ein Ohr um, damit die Leute noch lauter sängen.

Noch heute hängen überm Klavier im Haus meiner Eltern gerahmte Fotos, die uns als Kinder mit unserem jeweiligen Instrument zeigen, und man sieht gleich, meine beiden mittleren Geschwister sind hoch konzentriert, die Haltung ist vorbildlich, klingt bestimmt gut – der Älteste aber pustet kreuzunglücklich in eine Posaune, und der Jüngste, also ich, hält seine Geige eher senkrecht als waagrecht, als stehe er an der Straße und halte den Daumen raus, damit ein Auto anhält und ihn mitnimmt, egal wohin, Hauptsache, ganz weit weg. Udo sang mir den mit dieser Geste verbundenen Sehnsuchtsfloh ins Ohr:

*Nun steh ich wieder an der Autobahn  
Und halt den Daumen in den Wind  
Es wurde Zeit, mal wieder loszufahren  
Ich weiß noch nicht, wohin es geht*

In der Musikschule roch es nach Linoleum und kaltem Schweiß, in unserer Familie wurde dieser spezifische Geruch, der überall waberte, wo man Kindern und Jugendlichen etwas beibrachte, beschrieben mit dem geflügelten Wort UNTERM ARM. Wenn meine Mutter mich, was immer mal vorkam, nach dem Geigenunterricht abzuholen vergaß, wartete ich vor einer Pinnwand im Musikschultreppenhaus. In meiner Erinnerung geraten die Proportionen da etwas durcheinander, in meiner Erinnerung nämlich stand ich netto etwa ein Jahr lang unter dieser großen Pinnwand, wo Konzerte beworben und Musikinstrumente zum Verkauf angeboten wurden. Sehr lang hing dort auch ein Plakat, das auf die Gefahren des Rauchens hinweisen sollte: eine senkrecht stehende, qualmende Zigarette, in der ein junger Mensch gefangen war, der Jeans mit Schlag trug und traurig dreinblickte. Wenn diese Zigarette

fertig geraucht ist, so die nicht sehr verklausulierte Plakatbotschaft, dann ist der junge Mensch auch weggeraucht.

Ich rauchte damals noch nicht, was nicht ungewöhnlich war für einen Zwölfjährigen. Aber das Plakat konnte mich auch nicht in dem Maße indoktrinieren, es niemals zu tun, wie im Gegenzug Fotos vom rauchenden Udo auf Plattencovern mir nahelegten, dass Zigaretten unbedingt dazugehören, wenn man lässig irgendwo rumzuhängen beabsichtigt (und hat man IRGENDWELCHE anderen Pläne als kleiner Junge?). Udo im Trenchcoat, mit Hut, an einer Straßenecke, lässig an der Zigarette ziehend: jahrelang, ach, bis heute eigentlich mein Idealbild einer gelungenen männlichen Existenz. Wie der da steht! Mit diesem Typen ist zu rechnen. Der hat was vor.

Nach einem FREITAGSVORSPIEL, bei dem alle Musikschüler ihre momentan größten Hits vor elterlichem Publikum darbieten mussten, nahm irgendeine lokale Geigenkoryphäe meine Mutter zur Seite und erklärte ihr das Offensichtliche: Dieser Junge und die Geige, die werden in diesem Leben keine Freunde mehr. Ich durfte aufhören mit dem Geigenunterricht, allerdings nur im Tausch gegen Klavierunterricht. Wieder kein Schlagzeug. Das Klavier hatte zwar den Vorteil, dass man nicht erst ein halbes Jahr die Haltung lernen musste, man setzte sich einfach dran, streckte die Finger aus, Daumen, Mittelfinger, kleiner Finger – fertig, ein Akkord, Wohlklang. Knifflig wurde es, wenn die Finger übereinander und untereinander durchkrabbeln mussten (was sie dauernd mussten). Als deutlich wurde, dass es auch mit diesem Instrument und mir nichts werden würde, durfte ich wiederum nur aufhören mit der Auflage, ein weiteres Instrument auszuprobieren, nun das wohl demütigendste: C-Flöte.

Den peinsamen Flötenunterricht übernahm praktischerweise die Schwester meines Mathenachhilfelehrers. Das große silberne Fünfmarkstück, das ich ihr als Entlohnung dieser für sie wie mich grausamen Stunden mitbringen musste, steckte sie

bei Stundenbeginn in eine leere Handcremedose – und dann die Flöte unter ihren Arm, in die Achselhöhle, das Instrumentenholz müsse aufgewärmt werden. Sie trug Norwegerpullover, auch im Sommer, und schien kein Fan davon zu sein, Deos zu benutzen oder übertrieben oft zu duschen, ziemlich unterm Arm also alles. Das lag in der Familie, denn bei ihrem Bruder, der damit betraut war, mir seine Begeisterung für Normalparabeln, den Satz des Thales und die binomischen Formeln zu vermitteln, roch es natürlich so, wie es in Zimmern von Naturwissenschaftscracks während der Pubertät eben riecht. In diesem Haus der Schande atmete ich grundsätzlich nur durch den Mund. Woche um Woche gab ich da die Fünfmarkstücke ab, und weder in Mathematik noch beim Flöten zeitigte dieser olfaktorisch herausfordernde Spezialunterricht große Erfolge.

Niemand verstand mich, außer Udo, der sang:

*Und dann in der Schule hatte*

*Keiner Bock auf Mathe*

Udos Gegenangebot, das allerdings nur ausgetestet wurde von sehr verwegenen, allgemein als verwahrlost wahrgenommenen Schülern, Udos alternativer Lehrplan also:

*Lieber ging man stolz mit 'ner Zigarette*

*Zum Schwindeligwerden auf die Toilette*

Und war nicht der Typ mit den Schlagjeans, gefangen in der Plakatzigarette, der einzig coole Typ, den ich jemals im Musikschulgebäude gesehen hatte?

Instrumente und Notenhefte wurden gekauft im Musikhaus Vajen, es lag direkt am Marktplatz, und zunächst mochte ich den Laden nicht, stammten doch von dort die Tortur-Partituren meines fortgesetzten Instrumentversagens. Allerdings – und je älter ich wurde, desto bedeutender wurde das – gab es dort auch Tonträger. Popmusik.

Oft ging ich nun, während meine Mutter auf dem Wochenmarkt einkaufte, freiwillig ins Musikhaus Vajen, meine Mutter fand das gut. Ob sie dachte, ich schaute mir dort Klaviernoten

an? Natürlich schlich ich nur sehnsüchtig um die Schlagzeuge herum und verlor mich dann in den Plattenauslagen. Unter L hatte »Lindenberg, Udo« ein eigenes Fach, und – Wahnsinn, gab es viele Platten von dem! Aufgeregt durchfingerte ich die zig Udo-Hüllen. Am Kassentresen konnte man Platten Probe hören, und da stand ich nun, mit Kopfhörern, hörte diese zu-meist alten, für mich aber ja durchweg neuen Udo-Platten, las die beigelegten Textblätter – und streunte mit Udo gedanklich durch die ganze Welt, sein Werk wurde meine Zuflucht. Wenn meine Mutter mich im Musikhaus Vajen mal vergaß, fiel mir das, anders als unter der Musikschulpinnwand, gar nicht auf, ich hoffte sogar darauf.

Zu Hause ging ich dem Rest der Familie zunehmend auf die Nerven. Irgendwas schien mit mir nicht zu stimmen, ich empfand Regeln und Anordnungen als eher unverbindliche Vorschläge, dauernd wurde ich irgendwelcher Lügen überführt. Außerdem zählte ich immerzu Treppenstufen, Gehwegplatten, Buchstaben, ALLES – und wenn sich die Summe durch 8 teilen ließ, war ich glücklich, durch 4 teilbar war auch noch gut, durch 2 hinnehmbar, ungerade Zahlen aber ganz schlecht, und Primzahlen zwangen mich, eine Treppenstufe zu überspringen oder die letzten Stufen mehrfach hoch- und runterzutrippeln, bis sich die gegangene Gesamtstufenzahl durch 8 teilen ließ. Bin gleich da, muss nur noch schnell ein paar Straßenlaternen mit der rechten Hand berühren oder Buchstabenanzahlquersummen checken von Straßenschildern und Zeitungsüberschriften. Haferflocken zählen und durch 8 teilen!

Zudem beklagte ich seltsame Körperbeschwerden, ein irres nächtliches Beinkitzeln, permanente Kopfschmerzen und vor allem eine als Gewusel oder Gezappel bezeichnete, jedenfalls als störend empfundene Hyperaktivität, eine wahnsinnige Unruhe – meine Mutter brachte mich schließlich zu einem Neurologen. Der setzte mir eine Art Badekappe mit allerlei Kabeln dran auf den Kopf, und dann wurden meine Hirnströme

gemessen. Die gute Nachricht, denn diesbezüglich schien es in meiner Familie durchaus verschiedene Meinungen zu geben: Es gab welche, es war Hirnaktivität messbar.

Der Neurologe sagte meiner Mutter: Sie müssen den Jungen einfach mal in Ruhe lassen. Lieber hätte sie wahrscheinlich gehört, ich solle mal Ruhe geben. Die Rückfahrt verlief schweigend. Das war ein Anfang.





AUF  
ENTDECKUNGS-  
TOUR

IN DEN SOMMERFERIEN ERBTE ICH VON MEINEM BRUDER eine weiße Jeans und ein grün-schwarzes Nike-T-Shirt. Mit diesen beiden Kleidungsstücken, so mein Plan, würde es aufwärtsgehen. Ich war 13 Jahre alt, wir waren zum Wandern in Kastelruth, drei endlose Wochen; gut war, dass meine Arme braun wurden, vielleicht konnten sie von meiner roten Nase ablenken? Auf den täglichen von meinem Vater auf Grundlage mehrerer Wanderkarten vorbereiteten Gewaltmärschen malte ich meiner Mutter aus, wie gut ich dastehen würde am ersten Schultag nach den großen Ferien: in weißen Jeans, Nike-Shirt mit weithin sichtbarem Logo, MARKENKLEIDUNG!, obendrein diese braunen Arme, also das würde sehr gut werden. Weiteres von mir skizziertes, unverzichtbares Schulhofrequisit: eine Zimtwecke. Mein Bruder hatte mir von einer Bäckerei in der Nähe des Gymnasiums erzählt, dort gäbe es Zimtwecken. Mich elektrisierte dieses Wort, »Zimtwecke«. Vielleicht, weil es der ultimative Gegenentwurf war zum Schwarzbrot mit Goudakäse, das wir als PAUSENBROT mitbekamen, eingewickelt in Wachspapier mit Fettfleckenfensterchen von Butter und Käse. Unsere Ranzen rochen nach einer Mischung aus Leder, Käsebrotwachspapier und Bleistiftspitzerspänen. Noch heute reichen zwei dieser Geruchsbestandteile, um eine mittlere Panikattacke bei mir auszulösen, plötzlich sehe ich alles von Millimeterpapier warnorange kariert, Hilfe, ich muss noch Physikhausaufgaben abschreiben.

Die beneideten Mitschüler aus besserem Hause zogen Milchschnitten aus ihren Ranzen, mit unseren Biobrotten standen wir verschämt kauend daneben. Aber nun, bald, der erste Schultag, achte Klasse, alles neu, alles besser, ein neuer Mensch, ein ganz anderer Auftritt. Somit würde doch alles von selbst laufen.

Die Reaktion meiner Mutter, mitten in den Bergen, als ich ihr so unverstellt und naiv mein Herz öffnete und dieses Remodeling meiner Person darlegte: Du denkst ja wirklich nur

an Äußerlichkeiten, alles ist immer nur Oberfläche, das haben wir dir doch so nicht beigebracht.

Ja eben, wäre wahrscheinlich die richtige Antwort gewesen. Aber so weit waren wir damals beide noch nicht. Ich war beleidigt, sie auch, und so schritten wir missmutig nebeneinanderher. Es war üblich auf diesen Wanderungen, sich reihum in allen denkbaren Kombinationen mehrfach zu zerstreiten und dann wieder zu versöhnen, lang genug für solche sozialen Interaktionen waren die Wanderungen ja.

Meine Pubertät schritt voran. Zur Einhegung kleinerer Zwistigkeiten prägte meine Mutter den Ausspruch: Jetzt pubertier nicht rum.

In jenem Sommer in den Bergen entdeckte ich, welche interessante Erfolge sich mit der Duschbrause erzielen ließen, wenn ich, in der Badewanne liegend, lang genug im richtigen Winkel (und ganz wichtig: mit der richtigen Wassertemperatur, nicht zu heiß, aber auch bloß nicht zu kalt) den Wasserstrahl auf die Unterseite meines Schwanzes richtete. Augen zu, wegträumen, unerreichbare Mädchen imaginieren. Ich landete immer wieder bei denselben Bildern, hatte ja einfach noch nicht so viele im Kopf. Gewiss, es gab den kurzen Moment im Vorspann von *Colt Seavers*, wenn Jody da im hellblauen Bikini die Saloontür aufstieß, aber das ging immer so schnell. Zwei ganz annehmbare Motive gab es im Biologiebuch, einem großen, schweren, atlasdicken Lehrbuch mit dem Titel »Biologische Lebensformen«. Wie das meiste andere auch hatte ich es von meinen Geschwistern übernommen, und ich habe mit meinen Brüdern nie darüber gesprochen, das war aber auch nicht nötig, denn das Buch selbst erzählte es mir: Schlug ich es auf, landete ich automatisch auf der offenbar am häufigsten angesteuerten Seite, es war die Seite 117, bis heute für mich ein Code für nackte Frauen, »Seite 117«. Da sah man ein nacktes Mädchen, eine nackte Jugendliche und eine nackte Frau nebeneinander, damit man also studieren konnte, wie sich der

Körper so verändert. Ich schwankte zwischen der Jugendlichen und der erwachsenen Frau, beide hatten ihre Vorzüge. Auf Seite 120 gab es ein weiteres brauchbares Foto, es hatte die für mich bald legendäre, selbsterklärende Bildunterzeile: »Frau beim Duschen«. Ein anderes früh prägendes Nacktbild entstammte der Rückseite einer Udo-LP: Auf »Votan Wahnwitz« war eine nackte Frau abgebildet, hingegossen, inmitten des Panikorchesters, und sie trug nichts bis auf ein eng umschlungenes – natürlich – Cello.

*In jedem Saal in unserer Gegend  
Ich saß immer in der ersten Reihe  
Und ich fand dich so erregend*

Der erste Schultag nach den Sommerferien war kein so durchschlagender Erfolg wie erträumt. Kurz darauf ging es AUF KLASSENFAHRT ins Sauerland, in die Jugendherberge Burg Bielstein, und alles war genau so grausam, wie es eben auf solchen Fahrten in diesem Alter ist, stinkende Schloßsäle mit Etagenbetten, auf deren Matratzen die Exzessgeschichte der Räume mittels Flecken recht anschaulich kartiert ist, labbrig-bitterer Hagebuttentee aus Metallkannen, Himbeermarmelade aus Eimern, Graubrot mit Gummikäse, entsetzlich marmorierte Wurstscheiben. Ich hatte 10 Mark Taschengeld mitbekommen für die fünf Tage, und für mich war es Ehrensache, die gleich am ersten Tag auf den Kopf zu hauen. Wir machten eine Exkursion nach Köln, natürlich zur Domplatte, denn was will man in Köln schon, man will den Dom sehen und das war's dann auch, das sah unsere Klassenlehrerin so – und exakt zwei Tage später auch Hans-Jürgen Rösner, der gemeinsam mit Dieter Degowski den Flucht-BMW des später als »Gladbecker Geiseldrama« berühmt gewordenen Banküberfalls samt Geiselnahme dorthin lenkte, um sich in aller Ruhe mitten in der Fußgängerzone von Journalisten interviewen zu lassen und sich fotogen eine Pistole in den Mund zu

stecken. Rösner und Degowski waren die comic-klassischen Panzerknacker-Dummkopfgangster, die alles falsch machten.

Zwei Tage vorher aber war noch alles normal in der Kölner Fußgängerzone, und während meine Mitschüler den Dom besichtigen und den sicherlich hochinteressanten Ausführungen der armen Sau lauschen mussten, die ein REFERAT vor Ort zu halten eingeteilt war, stahl ich mich davon, denn Kirchen von innen hatte ich nun weiß Gott (der besonders) schon genug gesehen, ging mit meinen 10 Mark in einen domnah liegenden Plattenladen und schaute, was es da so unter »Lindenberg, Udo« gab. Ein neues Album kostete bei Erscheinen 19,99 Mark, es gab sie in den Darreichungsformen Vinyl und Kassette. Natürlich musste ich Kassetten kaufen, ich war ja noch nicht konfirmiert. Die sehr begrenzten finanziellen Mittel eines Dreizehnjährigen und die schier endlos erscheinende Menge Udo-Platten standen in einem unguten Verhältnis zueinander, aber ich hatte einen Komplizen: den neonfarbenen Aufkleber »Nice Price!«. Reduzierte Alben, zu alt oder zu erfolglos, um noch für 19,99 Mark verkauft werden zu können. »Nice Price!«-Alben kosteten in der Regel 9,95 Mark, manchmal sogar nur 4,95. Hier in der Großstadt gab es natürlich sogar noch viel mehr mir vollkommen neue, in Wahrheit aber schon sehr alte Udo-Alben, viele von ihnen »Nice Price!«. Ich entschied mich für »Sündenknall«, neun fünfundneunzig, Taschengeld verjubelt, Sohn der Freude.

Für den Rest der Klassenfahrt hatte ich somit 5 Pfennig Taschengeld übrig, also nie Snickers, nie Cola, immer bloß blassrot-bitterer Hagebuttentee und Graubrot mit Löchern, in denen sich die Margarine eklig sammelte, Gummikäse drauf und fertig. Ich fädelt mich wieder in die Gruppe ein und konnte es kaum erwarten, mir, zurück in der Jugendherberge, den Walkman des im Stockbett über mir schlafenden Zahnarztsohns auszuleihen.

Ich starrte an die mit Schwänzen, Hakenkreuzen, Mittel-

fingern und anderen Meinungsbekundungen bemalte und be-  
ritzte Unterseite des Lattenrosts über mir und hörte, was Udo  
mir zu sagen hatte. Er machte sich auf dieser Platte große Sor-  
gen um die Zukunft: Computer, Umweltzerstörung, künstli-  
che Befruchtung, der gläserne Bürger, Schurkenkapitalismus.  
Das kannte ich zwar alles von zu Hause, da HÖRTE ich prak-  
tisch die lila Halstücher, Merchandising-Hit vom Kirchentag  
in Hannover, doch wenn Udo all diese Großprobleme besang,  
war das was anderes, wenn Udo empört war, war ich es auch.  
Udo nämlich hatte einen Trotzdem-Trumpf, bei aller Welt-  
malaise überstrahlte eines doch alles, und das war die Liebe.  
Udos romantische Conclusio war für einen Dreizehnjährigen  
schlachtruftauglich:

*Komm, wir rasen durchs Heute*

*Mit oder ohne Happy End*

Ich hörte diese neue alte Udo-Kassette so lang, bis die Musik  
aaallllllmmmmääääähhhhhllllliiich gaaaaanz laaaangsa-  
aaaaaaam wurde und schließlich erstarb, weil die Batterien  
leer waren. Dies verärgerte den Zahnarztsohn, denn er wollte  
immerzu »Bad« von Michael Jackson hören. Aber er hatte  
natürlich genug Taschengeld für Ersatzbatterien, ein Milch-  
schnittentyp, da konnte ich keine Rücksicht nehmen.

Bis heute bietet mein Bildergedächtnis zu jedem Lied von  
»Sündenknall« automatisch diese Schwarz-Weiß-Foto-Ver-  
knüpfung an: der rauchende Geiselnahmer Degowski, der  
den später todbringenden Revolver an den Hals der wächsern  
angststarrten Geisel hält, auf dem Rücksitz des 7er-BMW-  
Fluchtwagens.

ABTÖRNSTADT

IN ROTENBURG WAR ES IN JEDER HINSICHT ENG GEWORDEN. Meine großen Momente fanden ausschließlich in den Schulpausen statt und in Freistunden, Hausaufgaben machte ich nie, bei Klassenarbeiten schrieb ich, so gut es ging, vom Nachbarn ab, und besonders gut schien das nicht zu gehen, zurück bekam ich sie als meinen Eltern zu verheimlichende Rotstiftmassaker mit zunehmend sarkastischen Lehrerkommentaren darunter.

Mein Glück war, dass es auch meinem Vater zu eng wurde. Sein Bart, der Ökoladen, die pazifistischen Aufkleber hinten auf unserem Peugeot – all das hatte ihn immer schon verdächtig gemacht, und nun hatten sie ihn am Wickel, die verkappt und die ganz ungeniert reaktionären Kräfte der Kleinstadt. In den umliegenden Dörfern rekrutierten sich rechtsradikale Kameradschaften, hin und wieder gab es Aufmärsche von Skinheads mit Fackeln, und als schließlich mein Vater auf einer Gegendemonstration eine Rede halten sollte, an der – und damit war sein Schicksal besiegelt – auch KOMMUNISTEN teilnehmen sollten, kippten die Ressentiments in offenen Hass und reale Drohungen. Die Scheune, in der sich die Neonazis zum bunten Abend treffen wollten, brannte ab, Brandstiftung, ein paar Pferde starben. Im normal provinziell-reaktionären lokalen Drecksblatt gab es einen Kommentator, der den Kalten Krieg so verinnerlicht hatte, dass ihm die Relationen etwas durcheinandergerieten, mein Vater war ihm die fünfte Kolonne Moskaus oder so. Er attackierte ihn bei jeder Gelegenheit, und nach diesem Scheunenbrand, der den armen Neonazis ihren Kameradschaftsabend vermässelt hatte, gab es kein Halten mehr, der Typ gab meinem Vater zumindest eine Mitschuld. Auch bekamen wir anonyme Anrufe, Morddrohungen, und im Briefkasten lagen Pferdepostkarten mit Grußbotschaften wie »Eure roten Horden haben uns ermordet« und »So wie diese armen Tiere werdet auch ihr brennen«.



Konnten die Neonazis uns nicht wenigstens siezen? Es war Zeit, umzuziehen.

Mein Vater bekam eine Stelle in Göttingen, und aus dem Kaff kommend, war das: Metropole. Die Rettung. Das Pfarrhaus war wiederum ein riesiger verrotteter Kasten, endloser Garten und mitten in der Stadt, und das war jetzt wirklich mal eine STADT, zumindest für einen Dreizehnjährigen, der aus dem niedersächsischen Nichts kam, wo Innenstadt bedeutet hatte: Marktplatz, Fußgängerzone, Springbrunnen, Kaufhausparkplatz, Ende.

Das die Stadtgröße indizierende Ortskürzel auf den Nummernschildern war nicht mehr drei-, sondern zweiziffrig, es ging aufwärts. Die ersten Erkundungstouren mit dem Fahrrad waren verheißungsvoll, so viele Plattenläden, so viele Kinos, so viel alles. Nur vor der Schule hatte ich natürlich Angst, ein ALTSPRACHLICHES Gymnasium, auch das noch. »Max-Planck-Gymnasium«, das KLINGT ja schon nach Niederlage. Die Schule lag nah an unserem Haus, überhaupt alles Interessante in dieser neuen, mir riesig erscheinenden Stadt lag nah an unserem Haus, wir waren im Zentrum, von hier aus könnte es losknallen, das elektrische Leben, von dem ich in den mich begleitenden Liedern so viel gehört hatte.

Die Schule aber sah gefährlich aus, ein einschüchternd großer, angedunkelter Bau, fast Universitäts-Aura, Säulen am Eingang, ein Schafott. Da würde nun alles rauskommen, wie geschönt die sowieso schon schlechten Noten in meinem Übergangszeugnis gewesen waren und dass ich die letzten drei Jahre des Lernstoffs nahezu komplett verpennt hatte.

Am ersten Tag nach den Ferien überfiel mich bei Betreten der neuen Schule ein Panikanfall, im Foyer kühler Marmor, Bodenmosaik mit lateinischen Sinnsprüchen, »Non scholae, sed vitae discimus« – und ich hatte zwar formal schon ein-einhalb Jahre Lateinunterricht, aber übersetzen konnte ich das nicht. Und das war erst der Anfang.

Ich wurde in eine Klasse geschoben, in der irgendwas nicht stimmte. Eigentlich alles. Mir war schwindelig. Ich wurde zu meinem Platz geleitet, leider nicht am Rand, sondern absolut in der Mitte des Klassenzimmers. Langsam nahm ich den Raum wahr, einzelne Gesichter, bis mir auffiel, was hier nicht stimmte: das Verhältnis Mädchen zu Jungs. Es waren 6 Jungs und 20 Mädchen. Und wir Jungs saßen alle in der mittleren Reihe. Das war doch erst mal sehr angenehm. Zumal diese 6 Jungs, auf den ersten Blick erkennbar, exakt die 6 Verlierer-Archetypen verkörperten: der Dicke, der Picklige, der Brillendepp mit den fettigen Haaren, der sitzen gebliebene und strunzdumme Schönling, der Schüchterne, der Punk. Geile Gang, ich war begeistert. Sie erkannten mich – eine akkurat-anteilige Mischform dieser sechs Arten von Pubertätsmisere – rasch als einen der Ihrigen an. Zusammen waren wir der Abschaum, das Allerletzte, die Mädchen verachteten uns – aber das Tolle war, wir hatten keine Konkurrenz, zumindest während des Unterrichts. In den Pausen zog es natürlich die hübschen Mädchen zu den besser aussehenden oder einfach nur älteren Jungs aus anderen Klassen, während des Unterrichts aber repräsentierten wir unser Geschlecht, wir waren laut, lustig, Realität.

Die Sitzordnung im Klassenzimmer war streng hierarchisch: In der Reihe vor uns saßen die hübschen Mädchen, die ihren Ekel vor uns kaum verbargen; sie wurden von der völlig zu Recht hinter ihnen sitzenden Restklasse starr bewundert, ihre Anerkennung wurde gesucht, ihr Spott gefürchtet. Rechts an der Wand aufgereiht saßen die nicht komplett hässlichen Streber-Mädchen, links die unsortierten Mädchen, die in umliegenden Dörfern wohnten und mit dem Bus nach Hause fahren mussten. Und hinter uns Jungs eine Reihe mit absolut deformierten Katastrophengirls, bei denen alles zu spät und egal war, in der Hierarchie, also in der einzig ausschlaggebenden Achtung beziehungsweise Ächtung der Traumfrauen in

Reihe eins, lag diese letzte Reihe sogar noch unter uns Verliererjungs. Ich mochte diese Klasse sofort. Hier würde ich eine Chance haben. Ich müsste nur irgendwie leider dann doch mal wieder was lernen. Ich hatte solche Angst, sitzen zu bleiben, dass ich erstmals seit der Grundschule wieder wirklich lernte, mit Hausaufgabenmachen und allem.

Meine Fixierung auf deutschsprachige Popmusik – auch und vor allem natürlich Udo, Udo, immer wieder Udo – wurde noch exzessiver. Ich saß jeden Tag stundenlang in meinem Zimmer, studierte die Textblätter, lernte die Texte auswendig. Göttingen hatte etwas, das ich aus der Kleinstadt nicht kannte: Plakatwände. Dort wurden Konzerte und Platten meiner Helden beworben, neben Udo waren das Westernhagen, Grönemeyer und Kunze, ich schlich abends dort lang, wenn gerade wieder neu plakatiert worden war und der Kleister noch feucht, sodass ich die Plakate mühelos abziehen konnte. Bald schon ging ich sehr professionell vor, mit Leiter und Spatel. Das Udo-Plakat »Feuerland-Revue« war besonders schwer abzureißen, und weil ich nicht ruhig genug zog oder der Kleber schon zu trocken war, wurde das Plakat dünn und riss, ich musste schließlich vier abreißen, um daraus ein vollständiges zusammenpuzzeln zu können. Die ganz sichere Methode war, mit einem Teppichmesser tief in die Plakatwand zu schneiden, rundherum ums Zielplakat, so konnte man es schließlich herausnehmen wie ein Bild aus einem Rahmen, es war dann ziemlich dick, in Schichten klebten einige Generationen von Vorgängerplakaten darunter.

Ich tapezierte mit diesen Heiligenbildern nach und nach mein Zimmer, erst die Wände, später auch die Zimmerdecke. Udo und die anderen in der Eissporthalle Kassel, in der Eilenriedehalle Hannover, in der Stadthalle Osterode – also ganz in der Nähe! LP/CD/MC out now! Incl. Hitsingle! Ich war sehr aufgeregt, ich schien mit diesem Umzug nach Göttingen der Musik und meinen Helden nähergekommen zu sein

und verwandelte mein Zimmer in eine Popahngalerie, eine Deutschrockhöhle.

Mein Vater hatte mir eine weitere Udo-Kassette geschenkt, für ihn nicht ganz untypisch die unzugänglichste und kulturell wertvollste, Udo sang darauf 20er-Jahre-Lieder, ein Konzeptalbum. War nicht direkt das, was mich ekstatisch machte, aber es war von Udo, und wenn ich mit Neuem von ihm fremdelte, suchte ich den Fehler grundsätzlich bei mir selbst und hörte es mir eben schön, pure Wiederholung half da. Ein Lied aber mochte ich gleich, Udo sang es tieftraurig und ganz zart, und plötzlich begegnete es mir in der Schule. Unsere Deutschlehrerin war eine sehr freundliche, nachsichtige Frau. Sanft schlummernd saßen wir ihr gegenüber, Reclamheftchen vor uns, immer der Blick auf die Uhr, wann der erlösende Pausengong endlich ertönte, man feuerte den Sekundenzeiger an, dass er sich mal beeilt. Diese Deutschlehrerin war denkbar uncharismatisch, sie lehrte eben so ein bisschen herum. Keineswegs sprang sie mit uns auf die Pulte und rief: O Captain, my Captain. Den Film guckten wir zwar bei ihr im Unterricht, aber sie selbst hat da wohl nicht aufgepasst. Ihr klassischer resignativer Satz gen Ende eines Schultages, wenn sich niemand mehr konzentrieren konnte oder wollte: Es ist auch für mich die sechste Stunde.

Sie wirkte immer ein bisschen traurig. Es hieß, sie habe sich gerade von ihrem Mann getrennt. Eines Tages verteilte sie Fotokopien mit einem Gedicht, es kam mir bekannt vor. Ich las die ersten Zeilen, merkte, ich kann es auswendig. Es hieß »Sachliche Romanze« und war – nicht von Udo Lindenberg, aber von dem kannte ich es. Die mikrokleinen Autorenangaben auf dem gefalteten Textbooklet der Kaufkassette hatte ich nicht genau genug studiert, mir war also entgangen, dass dieses Gedicht von Erich Kästner stammte, aber das machte ja nichts, ich kannte es, und nun war ich sehr aufgeregt. Endlich kannte ich mal was!

Die ersten Wochen in der neuen Klasse hatten mir in jedem

Fach schmerzlichst vorgeführt, was ich alles nicht wusste und kannte; wenn ich aufgerufen wurde, schwitzte ich immer und wurde rot. Aber diesmal nicht, diesmal war ich mir sicher, also meldete ich mich, und weil das sonst nie geschah, kam ich sofort dran und konnte auftrumpfen: Ich kenne dieses Gedicht von einer Lindenberg-Vertonung, sagte ich.

Ach wirklich, fragte die Lehrerin, das sei ja schön, ob ich es mal mitbringen möchte? Ich mochte. Und alle anderen freuten sich auch, denn das bedeutete, dass der MEDIENWAGEN in den Klassenraum geschoben würde, darauf Fernseher, Videorekorder und Stereoanlage, also ein reingeschobenes Passivitätsangebot, zudem wurde der Unterricht angenehm unterbrochen, weil immer irgendwas nicht stimmte mit dem Medienwagen, jedes Mal musste der Hausmeister kommen und irgendwelche Kabel überprüfen, dran rumruckeln, dann alles noch mal aus- und wieder anstellen – und dann sagen: Geht doch.

In der nächsten Deutschstunde brachte ich die Udo-Kassette nach vorn, zurechtgespult auf den Anfang des Lieds »Sachliche Romanze«, der Hausmeister kam und ruckelte an den Kabeln, und dann sang Udo für uns:

*Als sie einander acht Jahre kannten*

*Und man darf sagen, sie kannten sich gut*

*Kam ihre Liebe plötzlich abhanden*

*Wie anderen Leuten ein Stock oder Hut*

Die Wucht dieses Gedichts traf uns alle je unterschiedlich. Besonders die Lehrerin guckte sehr traurig und ergriffen, diese Beschreibung einer an der Zeit gescheiterten Liebe sagte natürlich ihr mehr als uns, die wir ja gerade erst anfangen, uns zu verlieben. Wie schmerzvoll das ist, wenn die Liebe sich verflüchtigt, das begriffen wir anhand dieses Udo-Kästner-Lieds, noch bevor wir das Davor überhaupt selbst erfahren hatten.

Jetzt kam meine Lieblingsstelle, da war Udos Musik wieder so nah am Hörspiel:

*Er sagt, es wär schon Viertel nach vier  
Und Zeit, irgendwo 'n Kaffee zu trinken  
Nebenan übte ein Mensch Klavier*

Und dann setzt der Gesang aus, das durch einen Toneffekt wie entfernt, eben wie aus der Nachbarwohnung erklingende Klavier klimpert eine Art Tonleiter. Daraufhin setzen die Streicher wieder ein, Udo singt weiter, im Hintergrund hört man jetzt (wiederum Hörspiel) Löffel in Kaffeetassen klimpern. Das bereitet das Finale vor. Die totale Erschütterung, denn die beiden ehemals Liebenden sprachen ja nun kein Wort und rührten in ihren Tassen – und konnten es einfach nicht fassen.

Das Lied war zu Ende, die Lehrerin starrte kurz ratlos auf den Medienwagen, muss ich da jetzt irgendwas ausstellen? Egal. Sie wandte sich wieder uns zu, jetzt großer Auftritt des von allen, Jungen wie Mädchen, bewunderten wie gefürchteten hübschesten Mädchens der Klasse. Sie INTERPRETIERTE dieses ja nun nicht besonders schwer zu begreifende Gedicht. Aber wir hörten ihr gebannt zu, denn erstens war man immer gut beraten, sie anzuhimmeln, das erwartete sie einfach (aus zu etwa gleichen Teilen Arroganz und Erfahrung), und wir waren, zweitens, natürlich weniger fasziniert von ihren rührenden vierzehnjährigen Gedanken zu diesem Gedicht als vielmehr – und da interpretierten nun wir, in Mutmaßungen und Träumen – von den daraus möglichen Ableitungen: Was sie, die unbestrittene Jahrgangskönigin, da so erzählte, das ließ ja nur den Schluss zu, dass diese Galionsfigur jugendlicher, wenn nicht menschlicher Evolution solche Erfahrungen schon gesammelt hatte! Sah man sie nicht nach Schulschluss oft draußen einem viel älteren Jungen in die Arme laufen, mit ihm Hand in Hand nach Hause gehen? Sie war uns in allem so weit voraus, also gewiss auch im Amourösen, wir waren sehr beeindruckt: »Die hat schon einen Freund.« Ob die auch schon – wir ließen das Ungeheuerliche, Udenkbare, wenn jemandem, dann ihr Zuzurechnende ungedacht, es war zu viel für uns.

Sie saß direkt vor mir und war doch unerreichbar. Manchmal taxierte sie einen kurz, warf dann den Kopf zur Seite, einen gezischten Laut der Verachtung von sich gebend – wir waren alle verliebt in sie, was sie natürlich wusste, und auch die Mädchen taten alles, um ihre Gunst zu erlangen, vergeblich.

Ich sah immer nur ihren Po in weißen Levi's Jeans, wobei das nicht das Schlechteste war, und ihre blonden Haare, die sie auf besonders abfällige Weise nach hinten warf, wo sie auf ihrem Benetton-Pullover seidig weiterschaukelten, diese Haare sagten im Nachhintengeworfenwerden: Vorhang zu, Depp. Ihr Vater war Architekt, sogar ihr Fahrrad war das schönste von allen, auch hörte sie immer die allerneueste Musik. Als ich treudoof die Lindenberg-Kassette anschleppte, hörte sie längst HipHop, und zwar auf CD. Sie war in allem die Erste, in der elften Klasse würde sie sogar für ein Jahr nach Amerika gehen und hernach natürlich erst recht nicht mehr in der Lage sein, sich auf unser provinzielles Niveau herabzulassen.

Irgendwann nach dem Sportunterricht entdeckten wir im Waschraum der Umkleidekabinen, dass man, indem man etwas Wasser unter die Tür zum direkt angrenzenden Mädchenwaschraum schaufelte, eine hilfreiche Bodenspiegelung hinbekam, und so rasten wir nach dem Sportunterricht immer wie die Irren los, um einen der maximal zwei Plätze mit dieser herrlichen Aussicht abzubekommen, auf dem Boden kniend, am Türspalt, mit wie sonst nur beim Abschreiben während einer Physiklausur verdrehten Augen auf diesen Wasser-Bodenspiegel (der als solcher ja eine Art angewandter Physik und insofern einen Lerneffekt bedeutete), um die Mädchen, und vor allem die Architektentochter, beim Duschen zu beobachten. Sie wusste das, sprach uns mal darauf an: Ihr Spanner! Fortan trug sie Jeans im Waschraum und wusch nach dem Sport bloß noch ihren Oberkörper, aber das reichte uns ja völlig.

Was »Non scholae, sed vitae discimus« übersetzt heißt, lernte ich dann bald im Lateinunterricht; was es lebenspraktisch bedeutet, lehrten mich Rückansicht der Architektentochter und Udos Platten. Mein Deutschlehrer hieß Udo. Nach Kästner entdeckte ich bei ihm Tucholsky, »Augen in der Großstadt«, und ich konnte es kaum erwarten, auch mit dieser Kassette wieder den Medienwagen herbeizuzwingen und der altklugen Exegese der Architektentochter zu lauschen: Großstadt-Anonymität, Getriebenheit, Unwiederbringlichkeit, da war doch alles drin. Auch unser damaliges formales Arsenal konnte im Ganzen abgefackelt werden: Kreuzreim, Paarreim, Metaphern, Anaphern, Hyperbeln! Man fand auf Udos Platten wirklich alles, was man brauchte.



HALLÖCHEN,  
DDR!

DER SONNTAG WAR BEI UNS DER TODESSTREIFENTAG. Der familieninternen Stimmung war es dienlich, sonntags zur Kirche zu gehen, sich zumindest um kurz vor elf – da half das für uns ja doppeldeutige, verlässlich gegen fünf vor elf mahnend erklingende Vaterunser-Glockengeläut – durch den Seiteneingang ins KIRCHENSCHIFF reinzuschummeln, um nach dem Gottesdienst, wie jedes GEMEINDEGLIED (was haben wir immer gelacht über dieses Wort), meinem im schwarzen Talar am Ausgang stehenden Vater die Hand zu geben. Er lachte liebevoll, aber auch ein bisschen spöttisch, er wusste wohl, dass wir meistens erst zur Zugabe erschienen.

Nach der Kirche fuhren wir mit dem Auto in irgendeinen Harzwald und wanderten stundenlang, endlich mal Zeit, sich ordentlich zu streiten, Familienausflug eben, Teilnahme verpflichtend; und dann sah man manchmal ganz nah die Grenztürme, den Zaun (die MAUER war ja auf dem Land ein Zaun), den gepflegten Ackerstreifen entlang der Grenze – in diesem Acker, hieß es, lägen Tretminen. Außerdem gäbe es, was für ein Wort: SELBSTSCHUSSANLAGEN. Respekt einflößende, nach Zielfernrohr klingende Schilder warnten vor dem Betreten dieser Weltkriegsnarbe:

Halt!  
Hier Grenze  
Bundesgrenzschutz

Diese Gegend wurde mitleidig-hochnäsiger ZONENRANDGEBIET genannt, in der westdeutschen Bundesländerhierarchie bedeutete das: die billigen Plätze. Und lag Göttingen zwar nahe der INNERDEUTSCHEN GRENZE, so war doch die DDR jetzt, im Frühjahr 1989, scheinbar noch ein weit entferntes Land. Ich kannte sie vor allem aus Udo-Liedern.

Im Rahmen der globalen Zwangssolidarität mit »Menschen, denen es nicht so gut geht wie uns«, unterhielten wir selbst-

verständlich auch Beziehungen zu Berufskollegen meines Vaters in der DDR, PARTNERGEMEINDE hieß das, die DDR war ja sozusagen das deutsche Afrika, auch da musste man irgendwie helfen. Die berufsbedingt pathologische Hilfsbesessenheit von Pastoren ist lobenswert, im Alltag aber doch lästig. Dauernd Obdachlosen, Afrika, der Umwelt und wem nicht alles helfen – dem eigenen Sohn aber ein BMX-Rad vor-enthalten. Ich war nicht einverstanden. Natürlich taten auch mir immer alle leid, denen geholfen werden musste, nur fand ich, dass bei den Adventsbasaren, Flohmärkten und sonstigen kirchlichen Hilfsfestivitäten, wo man trockenen Kuchen, nicht durche Waffeln und Suppe mit scheußlicher WURSTEINLAGE essen, Dosen für Afrika werfen, Eier auf Löffeln gegen das Wettrüsten balancieren oder Luftballons gegen Atomendlager steigen lassen musste, die Helfer selbst einen eher hilfsbedürftigen Eindruck machten. Sie rochen alle unterm Arm und aus dem Mund, und im Gemisch mit Bohnerwachs und Erbsensuppendampf waberte dieses säuerliche Hilfsbereitschaftsodeur durch alle Gemeindehäuser.

Zu Weihnachten bekam die Partnerpastorenfamilie DRÜBEN von uns die üblichen Pakete mit Kaffee, Schokolade und Strumpfhosen, und beim Paketepacken wurde uns erzählt, dass die gemeinen Grenzsoldaten diese Pakete aufreißen würden und sich rausnehmen, was ihnen beliebt, regelmäßig würde nur etwa die Hälfte des ursprünglichen Inhalts ankommen. Den DDR-Freunden schickten wir Nutella, bei uns gab es nur »Heffeextrakt-Brotaufstrich«.

Das Ostpaket, das uns im Gegenzug erreichte, war nicht plünderbar, jedes Jahr wieder ein Räuchermännchen und ein adventliches Kerzenkarussell aus Holz, das regelmäßig in Flammen aufging, war egal, kam doch im folgenden Jahr eine neue Ladung dieses Erzgebirge-Merchadisings.

Mein Vater schmuggelte bei seinen Partnergemeinbesuchen immer irgendwelche staatsgefährdenden Schriften in

die DDR, Bücher, Zeitschriften, Predigten. Die Grenzbeamten würden Spiegel unters Auto halten und manchmal sogar die Sitzpolster aufschlitzen, hieß es. Aufregend! Meine Geschwister durften oder mussten manchmal mitfahren, und sie erzählten von der DDR vor allem in Gerüchen und Farben. Dieses Land schien in erster Linie grau und braun zu sein und nach Kohle zu riechen. Ich stellte es mir vor wie Tschernobyl nach der Reaktorschmelze, darin aber modelleisenbahnartige Museumsdörfer, in denen alles Weihnachtsdekoration war.

Was genau Udo eigentlich ritt, diesen seltsamen Staat so unbeirrt zu besingen, wusste ich nicht, ich dachte auch nicht darüber nach. Jedenfalls schien Udo unbedingt in der DDR auftreten zu wollen, aber nicht zu dürfen, und den Schmerz darüber besang er regelmäßig, er liebte das Mädchen aus Ost-Berlin, konnte aber nicht über Nacht bleiben, denn er hatte ja »nur 'n Tagesschein«. Udo machte sich über den Staat DDR, dessen Officialvokabular und Repräsentanten lustig, aber er hielt sehnsüchtig Kontakt zu den dort lebenden Menschen, und sei es mit Liedern über sie und für sie, auf jeder Platte war mindestens eins. Gerade weil die Grenze kein Witz war, machte Udo Witze darüber. So viel verstand ich.

*Du ziehst dir doch heimlich auch gerne mal die Lederjacke an*

*Und schließt dich ein auf'm Klo und hörst Westradio*

Ein böser Staatschef auf dem Klo – das versteht jedes Kind, das ist der König ohne Kleider. Das ist lustig.

*Und ich denk, was ist'n nun*

*Ist ja richtig Honeymoon*

*Von Rügen bis zum Thüringer Wald*

*Und es wird zu jedem Bierchen ein Glas Nost reingeknallt*

Alkoholtrinken war immer lustig, das hatte ich früh begriffen, »Rum mit Tee«, das Personal in Udos Liedtexten hatte eigentlich durchweg einen sitzen. Ich verstand zwar die Wortwitze nicht gleich (ein Glas Nost = Glasnost; Honey = Honi = Honecker), aber das machte ja nichts, ich lernte sie trotzdem aus-

wendig und sang sie mit, ich verstand die Idee, das Gefühl: Ey, einfach mal rüber da, klare Sache, ey, easy.

Auf dem Schulhof allerdings wurde über andere Musik gesprochen, Udo-Fan zu sein, war eine einsame Sache geworden. Udo, so schien es, war Ende der 80er nicht mehr dort, wo Pop sein muss – vorn. Die Architektentochter aus Reihe eins warf ihre Haare zurück: Der immer mit seinem »Ey, easy« und seiner ewigen DDR! Total hängen geblieben, der Typ (die Udo-Kritik also, immerhin, selbst in Udo-Sprache).

Und dann fiel die Mauer.

Wir saßen morgens beim Müsli, und die Nachricht von der Grenzöffnung in der Nacht zuvor wurde uns übermittelt, noch ehe mein Vater gravitatisch die von uns Kindern allmorgendlich als Showstopper und Extremdowner gefürchteten LOSUNGEN vorlas, einen völlig aus dem Zusammenhang gerissenen Bibelvers, einerseits bibeltypisch immer irgendwie passend, wenn man denn unbedingt will, andererseits in die frühmorgendliche Gedankenwelt eines Pubertierenden (der natürlich, egal was, unbedingt NICHT will) niemals passend. Diese Losungen zogen einen wirklich ziemlich runter morgens. Der Herr aber sagt; ihr aber, die ihr; Jesus aber sprach; und ob ich schon wanderte im finsternen Tal – immer düster, immer beladen, immer erst mal »Aber«! Was ist denn das für eine HALTUNG?

Ganz selten nur steht ja bei den Korinthern, in den Römerbriefen oder in der Bergpredigt: Have fun, take it easy, enjoy, go with the flow. Man pennt noch halb, grämt sich über einen neuen Pickel und einen nicht verheilten alten, vor der ersten Stunde wird man noch von irgendwem Mathe abschreiben müssen, und vielleicht wählt einen die Klassenschönheit ja heute mal beim Volleyball in ihr Team, übrigens, die Mauer ist offen – und nun: Jesaja sagt dies, die Korinther schreiben jenes, Psalm soundso. Ziemlich viel auf einmal.

In der Schule stellten die Lehrer den Unterricht um, es wurde über die DDR geredet, über die deutsche Geschichte, die gerade kurz mal aufregende Gegenwart – und die Zukunft; war sie golden, brachen jetzt gute, friedliche Zeiten an, war der Kalte Krieg vorbei, würde nun alles gut werden?

Es freuten sich insbesondere die Lehrer, die als RECHTS galten. Die normal linke Mehrheit der Lehrer schaute nach dem Mauerfall etwas verkniffen und warnte. Man war ja als linksliberaler Mensch Fan der DDR, also tolle Idee und so, gut, in den Details vielleicht nicht ganz ausgereift, und selbst wohnen wollte man da nun auch nicht unbedingt, aber theoretisch war man Fan, die DDR galt – verglichen mit dem hiesigen Schweinestadt – in jedem Fall als das BESSERE DEUTSCHLAND.

Unser Englischlehrer war einer der von uns als »rechts« Einstuften und deshalb erst recht nicht Ernstgenommenen. Er war einigermaßen impulsiv und hatte stark schuppene Kopfhaut. Wenn er sich aufregte, und er regte sich oft auf, rieselten die Schuppen ihm grammweise auf den Pulloverkragen. Direkt nach dem Mauerfall fuhr er mit uns nach Wittenberg und konnte sich wochenlang nicht beruhigen. Lange Zeit noch konnte man ihn, mitten im Englischunterricht, um von nicht gemachten Hausaufgaben abzulenken, mit diesem Thema verlässlich kriegen. Dann wechselte er ins Deutsche, wurde noch aufgeregter und redete krauses reaktionäres Zeug. Wenn es um Deutschland ging, hielt es ihn nicht hinter seinem Pult, er sprang auf, lehnte sich an den Tageslichtprojektor, hielt sich hinten mit einer Hand fest, mit der anderen gestikulierte er, hatte dabei meistens ein Stück Kreide in der Hand, was den grotesken Effekt verstärkte. Für den eigentlich auf dem Lehrplan stehenden Hemingway und dessen Buch »For Whom the Bell Tolls« hatte ich bald die Königsantwort herausgefunden, und wenn ich gegen meinen Willen aufgerufen wurde und der DDR-Trick nicht fruchtete, sagte ich, suchend, tastend, einen

Gedanken simulierend: He is full of despair. Das stimmte immer, egal ob es um den Helden oder um Hemingway selbst ging. Auch als dann »The Old Man and the Sea« dran war, kam ich damit aus: full of despair. Der Autor, der alte Mann, der Fisch, das Boot, das Meer – alle full of despair.

Die Fernsehbilder des 9. 11. 1989 (Schabowskis Zettel-Wahnsinn, der eitel-souverän reagierende Hanns Joachim Friedrichs usw.) sind so oft wiederholt worden, waren Teil von Dokumentationen und Spielfilmen, so wird die eigene Erinnerung im Nachhinein angedickt. Die echte Erinnerung, also das, was man damals wirklich mitbekam und vor allem wie – das ist natürlich viel unspektakulärer. Man kennt ja den Fortgang noch nicht. Ich erinnere mich also an: einen Mülleimer.

Und zwar einen Mülleimer in der Göttinger Fußgängerzone, vorm »Karstadt Sport & Hobby«, wo ich häufig war und davon träumte, mir Boris Beckers irr gemusterten Tennis-pullunder kaufen zu können (und dann unterm Handtuch Banane kauen). An diesem Mülleimer klebte ein Plakat mit der Schlagzeile des Tages im Göttinger Tageblatt. Damals dauerte das ja immer noch – es passierte was, dann ging der Redakteur am nächsten Morgen zur Arbeit in der Zeitung, und am darauffolgenden Tag konnte man auf Papier lesen, was da vorgestern passiert war. »Grenzenloser Jubel eint die Deutschen« stand auf der Mülltonne. Ich ging zu Karstadt rein.

Bald war Göttingen voll mit Trabbis, Zonenrandgebiet eben, kolonnenweise kamen sie und wurden anfangs euphorisch, bald verhaltener empfangen. Im Schulkeller wurde an den Wochenenden ein Café für DDR-Bürger eingerichtet, die im Wesentlichen ihr BEGRÜSSUNGSGELD direkt in Unterhaltungselektronik umsetzen wollten und einfach mal gucken, wie das ist, reisen, in den Westen. Sie trugen diffus pastellfarbene Ostjacken, und ihr Deutsch klang anders, singender irgendwie. Die WENDE roch interessant: nach dem

speziellen, für uns neuen Abgasgeruch der DDR-Autos und nach Apfelsinenschalen. Es gab wahnsinnig viele Apfelsinen für die DDR-Bürger bei uns im Schulkeller, es hieß, in der DDR habe es keine gegeben, also brachten wir alle ein Apfelsinennetz mit zur Schule. Das überschwängliche und immer auch eitel-selbstgerechte Gebaren der sehr demonstrativ ihre Freiwilligkeit und Großherzigkeit zelebrierenden Anführer solcher aktionistischen Symbolbrimborien kam mir sehr bekannt vor, es herrschte Gemeindehaus-Ausnahmestand im Schulkeller.

Ein Jahr vorher hatte Udo, einmal mehr, seinen Traum von der offenen Grenze besungen:

*Ich geh über sieben Berge und über sieben Brücken*

*Und hüpf noch kurz durchs Minenfeld*

Genau das konnte man jetzt machen, mit unseren Konfirmationsmountainbikes fuhren ein Freund und ich gen Osten, die Grenztürme waren verlassen, man konnte mit Steinen die paar noch nicht kaputten Fensterscheiben kaputt schmeißen, das fühlte sich gut an. Es war die Zeit des Souvenirjagens, in Berlin klopften sich die Leute ein Stück Mauer ab, wir versuchten, die Metallschilder von schwarz-rot-goldenen Betonrenzpfählern abzumeißeln, das klappte nicht, aber ich riss eines der weißen »Halt! Hier Grenze«-Schilder von einer Stange und nahm es mit nach Hause. Wir hüpfen also durchs Minenfeld, sehr aufregend, wir wussten ja nicht, vielleicht flögen wir gleich in die Luft? Es war unmöglich, das nicht auszuprobieren. Der TODESSTREIFEN mitsamt seinen sozialistischen Paranoia-Artefakten war ein Abenteuerspielplatz geworden.

Udo hatte recht behalten, seine Lieder wurden wahr, er konnte jetzt über Nacht bei den Mädchen Ost-Berlins bleiben, wann immer er wollte (und er wollte oft), er durfte endlich »bei euch da singen«. Als Dokument dieser speziellen Wiedervereinigung Udos mit seinen Fans aus dem Osten lief bald darauf im



Radio eine Übertragung von seinem ersten Konzert in Leipzig, kurz nach dem Mauerfall, das er so eröffnete:

Hallöchen, DDR, hallo in Leipzig!

Ein klassischer Udo: das Kleine groß machen, das Große klein – Hallöchen, DDR. Und statt mit einem seiner zig DDR-Lieder zu beginnen, sang er, und das elektrisierte mich: »Reeperbahn«. Denn: Ihr sollt auch bald mal rüberkommen nach Hamburg!

So viele andere seiner Lieder hätten besser gepasst, vermeintlich, Udo aber wählte dieses – und das war gleich die nächste Befreiung: mit den DDR-Bürgern und für sie eben kein Lied über die DDR zu singen, davon hatten sie doch jetzt wirklich genug. Intuitiv hatte Udo gewusst, jetzt muss man eins weiter denken, Grenze weg, weiter geht's.

*Reeperbahn, ich komm an*

*Du geile Meile, auf die ich kann*

Ich würde, das stand fest, auch nach Hamburg ziehen müssen später, wenn ich mit dem Kram hier – Jugend, Schule – durch war. In Hamburg würde das Leben beginnen.

An einer Kirchenmauer in Göttingen las ich in dieser Zeit ein Graffito, das mich in meiner wunderbaren pubertären Naivität und Prägbarkeit in helle Aufregung versetzte:

»Geburt, Schule, Arbeit, Tod.«

Alles klar, da musste man aufpassen. Diesem Verlauf musste man sich entgegenstemmen. Zwischen Schule und Tod musste noch was anderes kommen als Arbeit. Das, ja – das Leben. In Hamburg. Das wär's.



# HOLLYWOOD- SCHWÜRE

DIE MÄDCHEN AUS DER ERSTEN REIHE BLIEBEN UNERREICHBAR. Ich verliebte mich also in den erreichbaren Rest, ich ging systematisch vor, fing an mit der rechten Längsseite, da gab es unter den Streberinnen ein paar, die trotzdem ganz passabel aussahen. Eigentlich eine. Es ließ sich gut an mit uns, und einmal haben wir im Botanischen Garten ein bisschen geknutscht, doch dann war es vorbei, bevor es wirklich begonnen hatte.

Im Kino lief »Pretty Woman«, und als darin »It Must Have Been Love« von Roxette erklang, genau in dem Moment, in dem Richard Gere es sich doch noch mal anders überlegt und zurückkehrt, zu ihr und zum Happy End, genau da stiegen mir Tränen in die Augen, und ich erlebte zum ersten Mal, wie großartig dieses Gefühl ist, wenn man von der Gefühlsmathematik perfekter Hollywoodfilme überwältigt wird: Handlungswendepunkt, dazu Schlagzeug, Gitarre, dann der Gesang – an dieser Stelle sollte man weinen. Und ich weinte und war im Einklang mit der Welt. Die Liebe war ein Nervenkrieg, und es war großartig. Kinofilme und Popmusik halfen, sich auszumalen, wie und was das Leben mal sein könnte, wenn es fertig ist. Man trauerte Erlebnissen hinterher, von denen man träumte, sie schon gehabt zu haben. Lektionen in Melancholie.

*It must have been good but I lost it somehow*

Ich schaute »Pretty Woman« mit dem Schüchternen aus unserer 7er-Bande der Versehrten an. Mit ihm guckte ich mir auch die Wiedervereinigungsfeierlichkeiten am 3. Oktober im Fernsehen an. Meine Eltern waren nicht da, ich holte Bier aus dem Keller, einer meiner ersten Vollräusche. Das Bier machte den Schüchternen sehr redselig, es war grauenhaft. Ich wollte mich gern freuen, weniger, weil ich die Dimensionen dieses Feiertages begriff, vielmehr hob mich das Bier so angenehm empor. Doch der Schüchterne, ein sympathischer Sonderling, dessen Hobby es war, stillgelegte Bahnstrecken abzuwandern, begriff sich als

Linker, und links zu sein, bedeutete eben: gegen die Wiedervereinigung zu sein. Auch das Bahnstreckennetz Osteuropas, so der Schüchterne, sei dem unsrigen überlegen. Doch nicht nur das. Puh, was er da redete, war so langweilig, ich freute mich sogar schon über eine Rede von Walter Momper im Fernseher. Der Schüchterne quatschte politisch-altklug daher, skizzierte in düsteren Phrasen die Gefahren der »überstürzten Wiedervereinigung«. Wir waren FÜNFZEHN! Und betrunken. Was gibt es denn da ÜBER DEUTSCHLAND zu quatschen?

Äh, ja. Wie auch immer. Ich hol mal noch Bier.

Er würde jetzt sofort aufhören müssen zu reden – andere, sichere Variante: weitertrinken, ihn reden lassen. Gut war, dass er die Roxette-CD dabei hatte, auf der das Lied aus »Pretty Woman« drauf war. Aus dem Fernseher dröhnten Redner und Nationalhymne, in meinem Schädel dröhnte das Bier, durch einen Nebel vernahm ich die Litaneien des nun gar nicht mehr Schüchternen, ich ließ ihn schwadronieren, ging ins Arbeitszimmer meines Vaters und legte die Roxette-CD auf, mein Vater hatte schon einen CD-Player – und er hatte verdammt gute Boxen. Schlagzeug, Gitarre, Gesang. Tat das gut. Der Schüchterne, der im Rausch all das mitteilen zu müssen glaubte, was er nüchtern-schüchtern verschwieg, und mit ihm die von ihm nicht gutgeheißenen Wiedervereinigungsfeierlichkeiten im Fernseher wurden übertönt von »It Must Have Been Love«, alles drehte sich, ich legte mich auf den orientalisch gemusterten Teppich vor dem Schreibtisch meines Vaters, wo es angenehm nach alter Ledertasche und Pfeifentabak roch. Wann immer ich allein zu Hause war, lag ich dort, genau zwischen den beiden kniehohen, extrem leistungsstarken Lautsprechern, im Stereo-Glück. Und wie meistens, wenn ich dort lag, kam mein schweifender Blick in den deckenhohen Bücherregalen meines Vaters bei einem dicken violetten Buch mit gelber Schrift zur Ruhe und verweilte dort, dieser Buchrücken zog mich immer an: Arthur Miller, »Zeitkurven«.

Ein paar Monate später, endlich mein erstes Udo-Konzert. Mein ältester Bruder nahm mich mit. Vor dem Konzert, in der S-Bahn, nahm er feierlich einen Zweierpack BIC-Einwegfeuerzeuge aus seiner Jeansjackenbrusttasche, brach das Brot, nein, den BIC-Zweierpack, überreichte mir eins und erklärte mir, es sei in Konzerten üblich, bei Balladen ein solches Feuerzeug anzuschneiden, den Daumen dann durchgängig auf der Gastaste zu halten und diese Dauerflamme für die Länge der Ballade mit ausgestrecktem Arm in die Luft. Gen Balladenende verbrenne man sich dann meistens an der heiß gewordenen Feuerzeugmetallklammer die Finger, aber das sei es wert.

Kurz nach acht, man merkte, dass sich hinterm halb durchsichtigen Bühnenvorhang was tat, schemenhaft sah man Mikrofonständer und Schlagzeug, man sah Scherenschnitt-Menschen aufmarschieren, einige hatten Gitarren umhängen, stellten sich hin, das Saallicht erlosch, was war das bitte für ein geiler Moment, und das musste mein Bruder mir nicht erklären, das SPÜRTE ich: Genau jetzt musste man schreien, jubeln, klatschen und – wenn man es konnte – auf den Fingern pfeifen, jedenfalls Lärm machen, denn jetzt ging es los!

Nebelschwaden drangen unten durch den Vorhang, hinter dem in blauem Licht die Bühne schimmerte, man hörte Meeresrauschen, eine Schiffssirene, Ouvertürestreicher, man sah eine Silhouette mit Hut zur Bühnenmitte gehen, das musste Udo sein, das war Udo, der jetzt sanft zu singen anhub:

*Wo bin ich hier gelandet?*

*Wo bin ich hier gestrandet?*

Wir hatten die Feuerzeuge in der Hand und hielten sie nun hoch, wie alle um uns herum auch, das Publikum ein Feuerzeugflammenmeer, toll sah das aus, mein Herz klopfte wie wahnsinnig. Noch immer hinterm Vorhang, besang der Scherenschnitt-Udo ein in tiefer Nacht plötzlich hell erstrahlendes Hotel und einen Nachtportier, der ihm doch bitte noch

eine Flasche aufmachen soll, »Willkommen im Hotel Imperial«, anschwellende Streicher – und dann flammte das komplette Bühnenlicht auf, der Vorhang fiel, das Schlagzeug knallte los, und Udo sang:

*Die Zeit vergeht, du wirst nicht jünger  
Und leichter wird das meiste nicht  
Du musst nicht wünschen, du musst fordern  
Wie 'ne Knarre vorm Gesicht*

Ich war so aufgeregt, dass ich erst ab der zweiten Zeile mitsingen konnte, das ärgerte mich, aber sonst fand ich alles toll. Nach vorn drängeln, eng stehen, mitsingen, schreien, im Takt klatschen, »Zugabe« rufen – eben alles, was man da so macht bei einem Konzert. Und endlich mal unter Leuten, die meine Udo-Liebe nicht für erklärungsbedürftig hielten. Sogar die von Udo im Rahmen seiner fortwährenden Wiedervereinigungsbemühungen für ein paar gemeinsam gesungene Lieder auf die Bühne geholte A-cappella-Gruppe Die Prinzen fand ich gut, denn sie sangen mit Udo eines meiner Lieblingslieder:

*Jeden Abend um halb eins treff ich sie in der kleinen Bar  
Sie spendiert mir einen Drink und streichelt sanft  
mir durch das Haar*

Mittlerweile hatte sich die anfängliche Wiedervereinigungseuphorie deutlich gelegt, DDR-Bürger wurden jetzt »Ossis« genannt, und man machte Bananenwitze über sie. Die Ossis, hieß es, seien wahnsinnig beleidigt, weil es nicht jeden Tag Begrüßungsgeld gibt. Udo hingegen umarmte die nun ehemalige DDR und ihre Bewohner weiterhin, »hoch die Tassen, Tag der deutschen Breitheit«, rief er und fügte an, kurz mal ernst, wie »stark« das sei, dass man jetzt zusammen singen könne »und so«. Das war eine angenehme, eine nicht großdeutschlandwahnverdächtige Sicht auf die Wiedervereinigung: zusammen singen und so. Man war links, man war skeptisch, klar, aber so wie Udo es ausdrückte, war das okay, wir jubelten.

Nach dem Konzert kaufte ich ein schwarzes Udo-T-Shirt,

da war natürlich ein Hut drauf abgebildet, und einen Udo-Aufkleber für meinen Schulranzen, »Keine Panik« stand da drauf – ich war glücklich.

VIERUNDZWANZIG JAHRE SPÄTER SITZE ICH IN BEVERLY Hills im Garten des Tonstudios von Max Martin, dem zurzeit erfolgreichsten Popproduzenten der Welt. Gut, zwei Typen gibt es, die mehr Nummer-1-Hits hatten als er, aber das sind zwei Namen, hinter denen sich einzufinden einem Musiker jetzt nicht direkt das Selbstbewusstsein schmälert: Lennon und McCartney. Im Produzententeam von Max Martin arbeitet auch Lukas Hilbert, der bei meinem ersten Udo-Konzert mit auf der Bühne gestanden hat, da war er selbst erst 19, gehörte aber schon zu Udos Band, spielte Gitarre, ein Wunderkind. »Yeah, hau den Lukas!«, schrie Udo. Lukas hatte lange Haare und tat wie ihm geheißen, sprang wild herum und spielte ziemlich laut.

Im Studiogarten plätschert ein Brunnen, Lukas hat keine langen Haare mehr. Er hat uns einen Tee gekocht, wir dürfen leider beide keinen Alkohol mehr trinken, aus Rock&Roll-Gründen. Früher hat in diesem Haus Frank Sinatra gewohnt, also keine so schlechte Hütte. Ich will mir die Hände waschen, Lukas zeigt mir das Badezimmer, das übrigens früher das Badezimmer von Marilyn Monroe gewesen sei. Da wäscht man sich doch gleich ganz anders die Hände. Goldene Wasserhähne, rosa Tapete! Und in dem Regieraum da, die Bücherregal-Antäuschungstapete, das war Sinatras Geheimtür zu Marilyn Monroes Zimmer, heute spaßeshalber auch »Ficktür« genannt. War denn DIE MONROE erst mit Sinatra zusammen und dann mit Miller oder umgekehrt – und wann mit Kennedy? Oder mit allen gleichzeitig? Es ist schön, das nicht so genau zu wissen, das macht die Mythosidee, die man hat von diesen Figuren, größer.



Die Spaghetti über der Stuhllehne fallen mir ein, Arthur Miller, »Zeitkurven«, das violette Buch im Regal meines Vaters, später in Hamburg habe ich mir ein eigenes Exemplar im Antiquariat gekauft, jahrelang mehr als Bildungsrequisit, als 3-D-Tapete sozusagen, man muss ja im Regal, falls zu beeindruckender Besuch kommt, erst mal bisschen Strecke machen, der man dann hinterherliest. Schließlich habe ich aber doch mal drin rumgelesen – Lieblingssatz, unvergesslich: »Marilyn beschloss, kochen zu lernen, und begann mit selbst gemachten Nudeln, die sie über die Stuhllehne hängte und mit dem Föhn trocknete.«

War das eigentlich, von der Bühne aus gesehen, ein gutes Konzert, mein erstes Udo-Konzert? Lukas lacht. Seine Erinnerungen an diese Tournee seien verschwommen, zumindest habe dieses Konzert in Hannover, auf dem ich gewesen sei, dann ja offenbar stattgefunden. Einige andere Konzerte hätten abgesetzt werden müssen, weil Udo alkoholbedingt unpässlich war. Sei alles etwas wild gewesen, gewiss nicht Udos beste Phase.

Ach, interessant – ich habe das im Publikum natürlich überhaupt nicht bemerkt, ich habe es, einfach weil es mein erstes war, als absolut grandioses Konzert in Erinnerung, das es aber möglicherweise gar nicht war, rein musikalisch. Das war (und ist!) ja auch gerade der Witz bei Udo, dass er grundsätzlich betrunken klang und klingt, das ist ja das Schöne an seiner Sprache, seinen Texten. Ich dachte damals, Udo SPIELT den Betrunkenen, damit wir was zu lachen haben. Vielleicht stimmt beides? Er war betrunken und kokettierte damit?

Udos Werk und Udos Auftritte empfand ich von Beginn an als Werbung für den Rausch als solchen, Rausch als Spaß und Selbstzweck, Rausch aber auch als Protest, als Haltung. Als Art, durchs Leben zu taumeln und nur sehr ausgewählt die permanenten Ernsthaftigkeitsangebote der Umwelt anzunehmen.

Auch Lukas ist ein Überlebender. Auch ihn hat das Rock&Roll-Leben fast zerlegt. Nachdem er aus Udos Band

ausgestiegen war, hatte er eine Punkband, hauste in einer Reeperbahnabsteige und machte gern alles kaputt. Über diese seine haltlosen Jahre gibt es einen Dokumentarfilm mit unzweideutigem Titel »Wie krieg ich die Zeit bis zu meiner Beerdigung noch rum?«. In jener düsteren Zeit habe er jeden Tag eine Flasche Wodka gesoffen, mindestens. Fürchterlichfürchterlich, Lukas schüttelt sich.

Heute wohnt er in Beverly Hills, komponiert und produziert amerikanische Top-Ten-Hits, hat eine Ehefrau der Sorte »die tut ihm gut«, er befolgt eine sehr komplizierte L.A.-Diät, es läuft prima bei ihm.

Ich verabschiede mich von Lukas, er muss noch das Lied eines amerikanischen Castingshowstars fertig mischen. Auf seinem Studiocomputermonitor hat Lukas als Bildschirmhintergrund ein Foto von einem Sänger installiert, der in einem Stadion auf einem kleinen hydraulischen Podest über einer irren Menschenmasse schwebt: Udo.

Ich bin zum ersten Mal in Los Angeles, Udo hat mich hierhergebracht: die Sonne abholen, bisschen Licht und so, andere Gedanken, hm? Ich kannte die Stadt nur aus Erzählungen und natürlich aus Filmen, Büchern, Liedern. Nicht gewusst hatte ich, dass Hollywood nicht nur dieser Filmstadtmythos ist und diese berühmte weiße Buchstabenkette in den Felsen, sondern: ein STADTTTEIL von Los Angeles. Ich habe ja auch noch nie im Zoo den Metro-Goldwyn-Mayer-Löwen gesucht.

Wir wohnen im Chateau Marmont in West Hollywood, auch dieses Hotel kannte ich nur als Mythos, wer da alles gewohnt und gefeiert hat, gestorben ist, na klar. Das Hotel liegt direkt am Sunset Boulevard, ebenfalls Mythos, Filmtitel, Klischee – und neben all dem eben doch auch nur: der Name einer echten STRASSE. Mit Häusern und so.

Es gibt keine bessere Art, ein Hotel zu betreten, als an Udos Seite. Auch das Chateau Marmont ist, wie automatisch jedes

Hotel, sobald er es betritt, ein exterritoriales Hotel Atlantic. Eine große Kunst Udos ist es, direkt beim Einchecken mit ein paar sehr gezielten Späßen, Sprüchen und diskreten, großzügigen Trinkgeldvorschüssen das ganze Haus in Udo-Swing zu bringen. Eigentlich kennt er auch in weltweit jedem größeren Hotel irgendjemanden. Ahhhh!, ruft dieser Jemand dann, und die Wiedersehensfreude könnte nicht größer sein. In Hotels wohnen, das kann Udo nun wirklich wie kein anderer, tut er es doch seit über 30 Jahren. »Wo ich meinen Hut hingäng, da ist mein Zuhause«, sang er mal, und »weltweite Action« ist eine wiederkehrende Formel in seinem Monologrepertoire – und irrerweise STIMMT das sogar.

Das Chateau Marmont verströmt den Zeitläufesnobismus eines Achttausenders, ist eine märchenhaft verwittrte Burg, zu legendär und zu sehr immer-schon-da, um noch temporären Mode-Kursschwankungen unterworfen zu sein, die hat es allesamt überstanden, mehrfach, ist ein unausrottbarer Klassiker, wie Coca-Cola, Clubsandwich – und Udo.

Es riecht wie in allen alten Hotelkästen ein bisschen muffig, nach feuchtem Keller, kaltem Rauch und frischen Blumen, man fühlt sich sofort wohl. Alles wirkt, als sei es immer schon so gewesen, keinerlei Hinweise auf die Gegenwart. Hier könnte jetzt Cary Grant oder irgendein anderer Toter einchecken, nichts müsste umdekoriert werden. Die Badezimmer wirken stummfilmzeitversifft, es ist ein bisschen, als ob man die eigenen Großeltern besucht, das Bett sieht auch genau so aus, als gehöre dazu der Satz: Ist nicht ganz frisch bezogen, dein Bruder hat vor ein paar Wochen darin geschlafen, aber ihr mögt euch ja und er ist ja auch sehr appetitlich.

Neben dem Hauptgebäude erstreckt sich ein Garten, man braucht einen Schlüssel für die Tür, denn da wollen viele rein, Udo hat (woher hat er den jetzt plötzlich?) einen solchen Schlüssel in der Hand und geht voraus, das müsse ich mir dringend angucken, haste dein Buschmesser dabei, Stuckiman?